

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Eine Nacht im Löwenkäfig

urn:nbn:de:bsz:31-62042

„aber jetzt, glaub' ich, werd' ich mich doch bald dazu entschließen. Jetzt glaub' ich, hab' ich das Weib gefunden, das zu mir gehört,“ und mit bebender Stimme fuhr er fort: „Tonele, würdest du jetzt noch einmal nein sagen, wenn ich dich fragte: „Willst du mein Weib werden?“ Tonele konnte nicht antworten. Stumm weinend sank sie an Bernhards Brust, selig und zärtlich die Jugendgeliebte anblickend, hielt dieser sie umschlungen. So saßen sie lange da, eines in den Blick des andern versunken. Endlich sagte Bernhard: „Heut in einem Jahr hol' ich dich ab. Ist's dir recht?“ Stumm nickte Tonele. „Oder soll ich heraufkommen und oben bleiben und Wildhofsbauer werden?“ fragte er lächelnd. Da mußte Tonele fast lachen und sagte: „Siehst gerade so aus.“ — „Dann machen wir die Sache so: im Winter sind wir unten in der Stadt, aber sobald das erste Grün aus dem Boden kommt, packen wir zusammen und gehen hier herauf. Bist du's zufrieden?“ Daß Tonele nicht nein sagte, brauchten wir wohl nicht zu versichern. Die Anwesenheit des fremden Gastes wurde von dem Gesinde wenig beachtet. Die Leute waren es gewöhnt, daß häufig im Sommer Touristen im Wildhofe eine kurze Rast machten, und zu ihrer Bewunderung eine Schüssel voll Sauermilch verlangten, da sie doch gewiß das Geld dazu hatten, sich unten im „Bären“ Braten oder Forellen geben zu lassen.

Unsere Geschichte ist zu Ende. Nach Jahresfrist waren Bernhard und Tonele ein glückliches Paar geworden. Auf dem Tannenbusch, da wo sein Onkel so gerne ausgeruht hätte von den Mühen seines Lebens, hat Bernhard jetzt ein schmuckes Sommerhäuslein erstellen lassen, und drinnen waltet, schon von einer stattlichen Kinderschar umgeben, an der Seite des sie vergötternden Bernhard: das Tonele vom Tobelhof.

Eine Nacht im Löwentäfig.

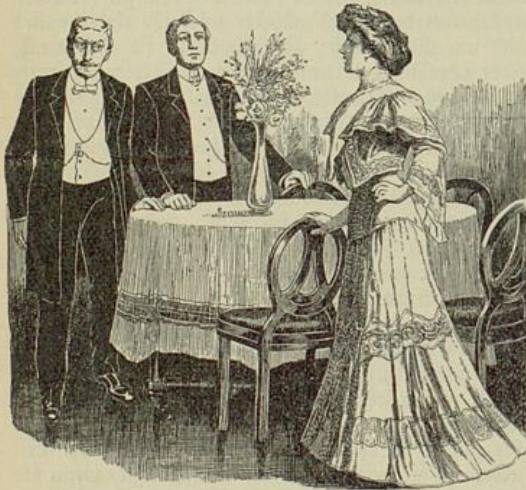
„Eine Nacht im Löwentäfig? Die haben Sie wirklich da drinnen zugebracht?“ „Gewiß,“ erwiderte mir John Barclay, ein reicher Amerikaner, mein Geschäftsfreund aus Boston, welchen ich in Hamburg persönlich kennen lernte. „Gewiß, schauen Sie mich nur nicht so zweifelnd an, eine Nacht im Löwentäfig, von Abends zehn bis früh fünf Uhr mit einem Löwen drin, und diese Nacht hat das Glück meines Lebens begründet.“ „Um Gottes willen,“ rief ich, „wie ist das möglich, was in aller Welt hat Sie dahinein geführt?“ „Ja, das ist eine eigentümliche Geschichte, welche ich Ihnen gelegentlich schon einmal erzählen werde,“ erwiderte er. „Nein, nein,“ warf ich ein, „gleich, jetzt gleich, wir haben ja Zeit; Kellner, eine Flasche Wein!“ Kommen Sie, Herr Barclay, wir trinken zusammen, der Wein ist gut, legen Sie los und erzählen Sie!“ „Meinetwegen,“ sagte er; „so hören Sie:

Ich hatte nach dem Tod meines Vaters, begann er, sein Geschäft übernommen und führte dasselbe

trotz meiner Jugend — ich zählte erst 23 Jahre — mit bestem Erfolg weiter. Es ging mir daher gut; ich hatte ein schönes Haus, welches ich mit meiner Mutter bewohnte, hielt mir Wagen und Pferde und erfreute mich zahlreicher Freunde. Trotz alledem — mir fehlte etwas. Bei längerem Nachdenken ergründete ich auch, was das war, mir fehlte eine Frau. Wie natürlich! steht doch in der Bibel: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. So ging ich denn, übrigens ganz dem Wunsch meiner guten Mutter entsprechend, auf die Frauensuche. Es dauerte nicht lange, so hatte ich gefunden. Miß Isabel Barlington hatte mir es angetan. Sie stammte aus bester Familie und war schön, reich und gebildet, nun ja, was man so Bildung nennt. Sie hatte in einem der vornehmsten Pensionate eine gleiche Erziehung genossen und war in all den schönen Künsten wohl bewandert, welche von den jungen Damen gepflegt werden. Ich näherte mich ihr und bewarbt mich um ihre Gunst; die gewährte sie mir auch, leider aber nicht mir allein. James Stounton, einer meiner besten Freunde, war mein Nebenbuhler, und ich kann nicht gerade sagen, daß sie mich ihm vorgezogen hätte. Ich schwankte lange, was ich tun sollte. Eines Abends entschloß ich mich kurzerhand. Ich nahm ihn in unserem Klubhaus beiseite. „Guter Freund,“ sagte ich ihm, „morgen bewerbe ich mich um Isabel.“ „Gut,“ erwiderte er, „ich auch; gehen wir zusammen, — wer das Glück hat, führt die Braut heim. Punkt 12 Uhr sind wir bei Miß Isabel Barlington.“ So geschah es; zur festgesetzten Stunde standen wir vor unserer Angebeteten und brachten unsere Anträge vor. „Herr Gott,“ rief sie, „Sie setzen mich, meine Herren, in tödliche Verlegenheit; ich schätze jeden von Ihnen beiden, wen aber soll ich bevorzugen, ohne den einen oder den andern zu verletzen? Ja, wenn ich wüßte, wenn ich wüßte, wer von Ihnen beiden mich am meisten liebt?“ „D,“ erwiderte Stounton, „ich gehe, Miß Isabel, für Sie durchs Feuer!“ „Und ich,“ rief ich hitzig, „nehme es für Sie mit dem wildesten Löwen auf.“ Miß Isabel betrachtete nachdenklich ihre rosigten Fingerspitzen, dann wandte sie sich wieder uns beiden zu: „Ich habe es, meine Herren! und Sie, Herr Barclay, erfreuen sich des Verdienstes, diese Idee in mir erweckt zu haben. Wissen Sie, ich sah gestern in der wirklich beachtenswerten Menagerie, die eben angekommen ist, einen afrikanischen Löwen, ein prachtvolles Tier. Hab' schon viel Löwen gesehen, aber ein solches Exemplar doch noch nicht. Wer von Ihnen die kommende Nacht von Abends zehn bis früh fünf Uhr mit ihm im Käfig zubringt, dem reiche ich meine Hand. Kein Wort weiter, leben Sie wohl, und teilen Sie mir Ihre Entschliebung noch heute rechtzeitig mit.“ Sie rauschte aus dem Salon hinaus; wir beide saßen bald in meinem Wagen und sahen einander an. Stounton war bald rot, bald blaß. „Das ist ja entsetzlich, das ist ja verrückt!“ schrie er endlich auf, „sie verlangt ja den Tod; sie mag den Teufel nehmen, mich aber nicht!“ „Schön,“ sagte

ich ruhig und hochbefriedigt, „schön, dann werde ich's tun.“ „Was,“ fragte er, „du willst es wagen? Du, du, Edmond Baracley, dem hundert andere zehnmal die Hand reichen, die, wenn nicht schöner, jedenfalls besser sind als Miß Isabel? Freund, du wirst es nicht. Wegen einer Weiberlaune das Leben aufs Spiel setzen, nimmermehr!“ „Ich werde es doch,“ erwiderte ich, „Miß Barlington soll in mir keinen Feigling finden.“

Noch am selbigen Nachmittag hatte ich eine Unterredung mit dem Menageriedirektor, nachdem ich Miß Isabel schriftlich über meinen Entschluß unterrichtet hatte. Es kostete mich viel Überredungskunst, ihn willfährig zu stimmen. „Ja,“ meinte er, „wenn es noch ein gezähmter wäre, aber dieser Afrikaner ist seit kurzem in meinem Besitz und gänzlich ungebändigt; er kennt nur seinen Wärter. Sie können mir eine



„Wissen Sie, ich sah gestern in der wirklich beachtenswerten Menagerie einen afrikanischen Löwen, ein prachtvolles Tier.“

so schwere Verantwortung nicht zumuten.“ „D,“ rief ich, „die sollen Sie keinesfalls haben; wenn Sie mein Unternehmen befördern, bin ich Ihnen zu ewigem Dank verpflichtet.“ Eine wohlgespißte Börse, welche ich in seine Hand gleiten ließ, tat das übrige: er willigte endlich ein. Ich eilte nach Haus, um mich für das kommende Abenteuer vorzubereiten. Dann ging ich zu meiner Mutter und verabschiedete mich von ihr, zu einem gemüthlichen Zusammensein mit meinen Freunden, so lag ich ihr vor. Arglos, wie immer, reichte sie mir ihre Hand, welche ich wohl wärmer als sonst küßte; jedoch mochte ich mich doch etwas verlegen und ungewöhnlich benommen haben, denn ihre Gesellschafterin Miß Claire Adlung, eine junge Deutsche, sah mich mit recht mißtrauischen Augen an. Ich fühlte, wie mir, dem Scheidenden, ihre Augen folgten.

In meinem Arbeitszimmer fand ich Jamy Stounton. „Entschuldige, lieber Freund,“ bat er, „daß ich dich noch so spät auffuche. Bei Gott im Himmel, es

ließ mir keine Ruhe. Du wirst doch nicht so verrückt, nein, so gottlos sein, deinen Vorjat auszuführen?“ „Ja,“ erwiderte ich, „ich werde so verrückt und, wenn du willst, so gottlos sein; laß mich nur machen. Ich will ihr zeigen, daß ich mich nicht fürchte.“ „Nein,“ unterbrach er mich, „selbst wenn du un gefährdet der Höhle des Löwen entrinnst, das Glück deines Lebens wird dir doch nicht winken. Sage dir selbst, was hast du von einem Weib zu erwarten, das jetzt frevelhaft mit deinem Leben spielt? nicht Glück, nicht Frieden, die Hölle nur.“ „Nun,“ rief ich ungeduldig, „laß das gut sein, ich denke, das ist meine Sache. Es bleibt dabei, Punkt zehn Uhr steige ich in den Löwentäfig und lege mich zur Ruhe nieder.“ Noch einmal suchte er mich zu erschüttern, indem er meine Mutter ins Feld führte; da stuzte ich wohl, aber ich blieb fest. „Nun gut,“ sagte er mürrisch, „so muß ich gehen und dich deinem Schicksal überlassen.“ „Mir recht,“ erwiderte ich, „jetzt aber bleibe noch eine Stunde, denn ich habe mit dir noch manches zu besprechen, was mir am Herzen liegt.“ Ich bestellte einige Flaschen schweren Weines, im Grunde genommen, um meine aufgeregten Sinne zu betäuben, und gab meinem Freunde Anweisung, was er zu tun hatte, falls mein Abenteuer einen unglücklichen Ausgang finden sollte.

Als ich mich aufmachte, hatte der Wein seine volle Wirkung getan; ich war mehr als müde und schläfrig. Der Direktor führte mich an den Käfig, was hatte der Kerl zu lächeln? „Er schläft,“ sagte er, „das ist gut. Ihm gegenüber liegt Ihre Matratze samt Decke; schleichen Sie nicht, sondern gehen Sie, wie Sie's gewohnt sind; er wird so am ersten denken, es sei der Wärter, und dann legen Sie sich in Ihren Kleidern nieder. Nun Gott befohlen, Punkt fünf Uhr bin ich selbst da, um Sie aus Ihrer freiwilligen Haft zu entlassen.“ Damit schied er und überließ mich meinem ungewissen Schicksal. Der Löwe lag in der Tat schlafend an der einen Seitenwand, sein mähenumwalltes Haupt auf die mächtigen Ranken gebeugt. Ich ging, wie vorgeschrieben, auf mein Lager zu und legte mich nieder. Wertwürdig, alle Angst und Bangigkeit, welche mich, offen gestanden, vorher ergriffen hatte, war von mir gewichen, und ich schlief bald ein. Wie lang ich geschlafen haben mochte, weiß ich nicht, als ein tiefes, verdächtiges Knurren mich weckte. Es war rings um mich dunkel und ich mußte mich erst auf meine bedenkliche Situation besinnen. „Wache oder schlafe ich?“ Ja, ich wache; ich berühre die Eisenstäbe des Gitters, hier unter mir die Matratze, über mir die Flaneldecke, ich spüre den durchdringenden Geruch der Bestien, ich höre immerfort das tiefe Knurren. Ich lausche und lausche: das Knurren wird nur dringender und vernehmlicher, bis ich endlich merke, daß der Löwe zu mir spricht: „Hören Sie, mein Herr,“ knurrte er, „Sie schnarchen, als ob Sie einen Baum im Wald umsägten, da kann ja kein Mensch, geschweige denn ein Löwe schlafen!“ „Entschuldigen Sie,“ rief ich hinüber, „ich kann wirklich nichts dafür; ich habe etwas viel Wein ge-

trunken, bevor ich zur Ruhe ging; das wird wohl schuld sein.“ „Nun ja,“ knurrte er wieder, „entschuldigen will ich wohl, aber mit dem Einschlafen ist's eine Weile vorbei. Sagen Sie mir nur mal, Verehrtester, wie sind Sie denn eigentlich zu mir



„Nun ja,“ knurrte er wieder, „entschuldigen will ich wohl, aber mit dem Einschlafen ist's eine Weile vorbei.“

hereingekommen? Ihr Menschenkinder, groß und klein und alt und jung, fürchtet euch sonst vor mir, als ob ich euch alle miteinander massakrieren wollte, und Sie liegen da drüben und schlafen wie ein Rat, als ob ich gar nicht da wäre, als ob ich Ihnen nicht jeden Augenblick den Kopf abbeißen könnte.“ Ich merkte, es ließ sich mit ihm reden, daher antwortete ich: „Das werden Sie nicht tun, dazu sind Sie, wie allgemein bekannt, viel zu edel, viel zu großmütig, namentlich wenn Sie erfahren, warum ich Ihre werthe Nachbarschaft gesucht habe; sie sollen mir bestätigen, daß ich nicht minder mutig bin als ein Löwe zu sein pflegt.“ „Sehen Sie mal an,“ knurrte er, „Sie Schmeichler Sie. So, so, ei, ei, und ich soll Sie wohl am Leben lassen? Schließlich verdiene ich mir eine Rettungsmedaille.“ Lachte er laut, „ein Löwe mit der Rettungsmedaille, dann wäre das Haus ausverkauft.“ Ich mußte mitlachen, erzählte ihm aber die Geschichte mit Isabel und fragte ihn, was er darüber denke. Der Löwe war eine Zeit lang ganz still, dann hub er wieder an: „Weiß Gott, Ihr Menschen seid die miserabelsten und niederträchtigsten Kreaturen auf dem weiten Erdenrund. Sehen Sie, noch im vorigen Jahre kaufte ich frei und ungebunden in meinem Jagdrevier, einem großen, weiten Wüstengebiet in Afrika. Mein Weib hatte mir drei Söhne geschenkt, herrliche Kerle, sag' ich Ihnen; meine Frau pflegte oft zu sagen, die werden mal so wie du. Die machten natürlich

ihre Ansprüche, deshalb besleichtigte ich mich, mehr wie sonst, der Jagd. Eines frühen Morgens trefte ich einen ausgewachsenen starken Widder ganz mitterseelenallein. Das gibt ein gutes Frühstück für meine Jungen, dachte ich. Wie der Blix fuhr ich auf ihn los und schlug ihn nieder. Aber just im selbigen Augenblick höre ich einen mächtigen Krach; wie ich um mich blicke, war eine schwere Tür niedergefallen: und ich ein Gefangener. Ihr verruchten Menschen hattet mir eine Falle gestellt, ich war eingegangen, denn ich konnte gar nichts merken. Ich rüttelte und schüttelte an den Gittern, alles umsonst. Nun kam die hinterlistige, feige Brut in hellen Haufen, Schwarze und Weiße. O, wie sie sich freuten, als sie mich sahen, wie sie mich beschimpften, wie sie schriegen: Räuber, Dieb, Mörder! Wie sie lachten: der soll uns was einbringen; als ob ihr Menschen nicht selber die blutdürstigsten Räuber und Mörder wäret, unschuldige, wehrlose Tiere laßt ihr grausam verbluten, und ihr wundert euch, wenn wir euch hassen? Ich wurde in meiner Falle fortgeschafft in ein großes, hölzernes Haus, welches auf dem Wasser schwamm, und nun bin ich hier. Sie wissen doch: Wüstenkönig ist der Löwe, will er sein Gebiet durchfliegen, wandelt er zu der Lagune, um im hohen Schilf zu liegen. Und was bin ich nun? Ein Schaustück für alte Narren und dumme Jungen, wie Sie einer sind. Mein armes Weib, meine herzigen Kinder! ich seh' sie nie, niemals wieder,“ — sein Knurren ging in ein Schluchzen über, — „und ich muß mein Leben in diesem elenden Käfig vertrauern, bis mich der barmherzige Tod erlöst. Ihr seid meine Mörder, ihr die Unterdrücker meiner Freiheit, ihr die Zerstörer schönen Lebensglückes und ich, murrte er heftig, soll an euch edelmütiger handeln, als ihr untereinander tut?“ Mir wurde angst und bang, er war zornig. Indes fuhr er fort: „So schlecht hab' ich euch Menschenkinder aber doch nicht taxiert, wie diese Isabel ist. Wissen Sie, an Ihnen, Verehrtester, werde ich mich rächen für alle Unbill, welche mir angetan worden ist; ich lasse Sie leben, dann macht Ihnen Ihre schöne Miß das Leben zur Hölle.“ Ich wollte ihm schon danken, er ließ mich aber gar nicht reden. „Sie sollen aber, lieber Schlafgenosse, nicht vergeblich an meine Großmut appelliert haben. Ich gebe Ihnen einen guten Rat; heiraten Sie meinewegen des Teufels Großmutter, aber das verruchte Frauenzimmer lassen Sie laufen. Das ist mein letztes Wort; nun lassen Sie uns schlafen, aber schnarchen Sie nicht wieder, wie einer, der im Urwald Bäume entzweifägt.“ So schliefen wir denn aufs neue miteinander ein.

Ein fester Entschluß befördert das Vollbringen; ich hatte mir vorgenommen, Punkt fünf Uhr zu erwachen, und das traf ein. Der Direktor stand draußen und winkte mir, eiligst den Käfig zu verlassen. Er schüttelte mir die Hände mit ersichtlicher Freude, daß das Abenteuer so gut abgelaufen war, und gratulierte mir lächelnd zu dem erzielten Erfolg. „Miß Darling-ton,“ meinte er, „wird sich freuen.“ „Das wird sie

schwerlich," brummte ich. Nachdenklich, die Hände in den Taschen des Paletot, schritt ich durch die Straßen meiner Behausung zu. Was mir da der Löwe vorgeschmaßt hatte, war, das wußte ich ganz genau, kein Traum, aber auch keine Wirklichkeit, vielmehr die Frucht meiner sonderbaren Situation, eine Gaukelei meiner durch die Aufregung und den schweren Wein überhitzten Phantasie. Ich hatte von jeher ein mitleidiges Empfinden für die Tiere, welche nur der Schaulust wegen ihr Leben in den engen Schranken ihrer Käfige zubringen; und Miß Isabel, nun ja, ich werde ihr das Nötige schon sagen. Nachdem ich zu Hause noch etwas geschlafen hatte, machte ich sorgfältig Toilette, frühstückte und Punkt zwölf Uhr ließ ich mich alsdann bei Miß Isabel anmelden.

Sie trat mir entgegen schon im Flur, schöner als je. O wie schrecklich, daß dieses herrliche Weib kein Herz hat. Sie konnte schalkhaft lächeln, als ob sie einen lahmen Hammel in den Löwentäfig geschickt hätte, nicht mich, den hoffnungsvollen Sir Edmond. Aber warte, falsches Weib, auch in Amerika kennt man Schiller und sein unsterbliches Gedicht vom Ritter, der seiner grausamen Dame den Handschuh ins Gesicht warf. Wir traten ins Zimmer. „Ah, Sir Edmond," rief sie strahlend, „Sie leben? Gott sei gedankt." Und sie streckte mir ihre schneeweiße Hand entgegen.

„Ja, Gott sei gedankt, nicht daß ich lebe, denn das ist mir jetzt keine Freude mehr.“

„Keine Freude mehr? Sie haben doch mein Wort?“

„Miß Isabel, verzeihen Sie! Aber Ihr Wort war ein verruchtes Wort. Sie spielten mit einem Menschenleben. Ich komme nicht um Ihre Hand zu erbitten, sondern um Ihnen zu sagen, daß ich Sie verabscheue.“

Sie lächelte.

„Und wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Sie liebe, daß ich nur Sie liebe und stets geliebt habe, und daß ich jetzt Ihr Weib sein will?“

„Miß Isabel, lächeln Sie nicht. Vor dem Löwen habe ich nicht gezittert, keinen Augenblick. Aber ich zittere vor der Tatsache, daß ein Mädchen kalten Blutes und zum Spaß den einer Bestie zu opfern bereit ist, den sie zu lieben geliebt.“

„Sir Edmond, Sie sind hart.“ Sie trat mir näher. „Doch Sie haben Grund zum Zorn. Ich habe die Sache zu weit getrieben. Aber ich wollte keinen Feigling zum Gemahl. Ich wollte wissen, daß der, den ich liebe, ein Mann ist. Verzeihen Sie mir.“

Ihre Augen sprühten. Sie war so schön, fast hätte ich doch noch eingelenkt und wäre ihr zu Füßen gefallen. Aber sie behandelte diese furchtbare Sache doch wieder mit so offener Verachtung des Ernstes, daß ich mich überwand.

„Ich verzeihe Ihnen, das bin ich meiner einstigen Liebe schuldig. Und ich verachte Sie. Das schulde ich meinem Verstand. Leben Sie wohl.“

Ich wollte gehen, aber sie vertrat mir den Weg.

„Nicht also, Sir Edmond. Ich lasse Sie nicht

mehr los. Gut. Sie haben ja recht. Ich trieb ein verwegenes Spiel. Aber ich will es wieder gut machen. Mein Übermut reut mich. Der Gedanke macht mich nachträglich rasend, daß Ihnen hätte ein Unglück zustoßen können. Also wie ich dir, so du mir. Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen vorschläge, ich wollte meine unbegreifliche Verwegenheit dadurch wett machen, daß ich nun auch selbst in den Löwentäfig ginge?“

„Das werden Sie nicht. Ich werde es verhindern.“

„Verhindern? Punkt ein Uhr bin ich im Käfig. Kommen Sie dazu oder kommen Sie nicht.“

Da schlage der Donner drein. Punkt ein Uhr stand ich doch in der Menagerie vor dem Käfig, ich kannte ihn noch ganz gut, in welchem ich die ungemütliche Nacht zugebracht hatte. Er war durch einen Teppich verhängt. Miß Isabel erschien mit dem Direktor. Der impertinente Mensch lächelte wieder.

„Herr Direktor," rief ich, „Sie werden das nicht gestatten.“

„Mein Herr, die Menagerie ist mein Eigentum. Ich kann hier tun und erlauben, was ich will.“



Miß Isabel sprang auf das fürchterliche Tier los, faßte es an der Wähne und zertrte den Kopf in die Höhe.

„Öffnen Sie," befahl Isabel. „Und Sie, Sir Edmond, können mich begleiten oder können draußen bleiben. Ihr Mut scheint allerdings erschöpft zu sein.“

„Direktor, ein geladenes Gewehr," rief ich. Es war gleich zur Stelle. Isabel stand schon vor einer Seitentür zum Käfig; sie lächelte. O dieses Weib! Wenn sie ein Herz hätte, wie glücklich wäre der, es zu besitzen.

Der Direktor schloß die Türe auf. Isabel trat ein, ohne zu zittern. Ich folgte ihr, das gespannte Gewehr in der Hand. Im Käfig herrschte Halbdunkel wegen des Vorhangs. Der Direktor flüsterte, der Löwe schlafe noch.

Isabel ging langsam auf den Löwen zu und betrachtete das mächtige Tier, das ruhig dalag, unbeirrt durch das Knurren der Nachbarn im Nebengelaß. Mir stieg doch das Blut in den Kopf. Plötzlich aber erstarrte es in meinen Adern. Miß Isabel sprang vollends auf das fürchterliche Tier los, faßte es an der Mähne und zerrte den Kopf in die Höhe. Mein Gott! Ich riß das Gewehr an die Backe und drückte ab. Das Gewehr ging nicht los. Der Direktor, der Schuft, hatte es zu laden vergessen. Noch einen Augenblick, und wir waren beide des Todes.

Aber der Löwe regte sich nicht. Dagegen wandte sich Isabel nach mir um und stieß ein schallendes Gelächter aus. Ehe ich mich dessen versah, lag sie an meinem Halse.

„Edmond, Geliebter, der Löwe ist ja tot. Er ist ausgestopft. Ich wollte Euch nur auf die Probe stellen. Du hast gewonnen, mein süßer Edmond, aber das wußte ich im voraus.“

Na, damit war die Geschichte zu Ende und Isabel mein. Ich habe seitdem noch mit tausend Freuden gemerkt, daß sie wohl ein Herz hat, zwar übermütig, aber doch so weich und voll Liebe, wie nur ein Frauenherz sein kann. Und wenn sie auch ab und zu etwas tolle Streiche macht, so kommen sie doch alle aus gutem Gemüt und tun mir unendlich wohl.

Eulenspiegel und der Wirt.

Eines Tages kehrte Eulenspiegel in einem Städtlein ein, in der Wirtschaft zur Linde, und hatte doch keinen Baken in der Tasche zum Zehren. Doch war er gutes Mutes, denn er hoffte, sich durch seine lustigen Späße bei den Gästen und dem Wirt schon ein Essen und Trinken zu verdienen. Unglücklicherweise aber waren keine Gäste da und der Wirt über die Masen geizig. Eulenspiegel jedoch wußte das nicht, denn er war ganz fremd in dem Städtlein.

Der Wirt musterte den eintretenden windigen Gast in der seltsamen Kleidung mit sauren Blicken.

„Was beliebt Euch, Herr?“

„Bringt mir von Eurem stärksten Getränke, Herr Wirt.“

Der Herbergsvater besann sich einen Augenblick.

„Könnt Ihr's aber auch bezahlen?“

„Könnte ich das nicht, so würde ich's nicht bestellen. Ich bin ehrlicher Leute Kind.“

So stieg der Wirt langsam in den Keller und brachte dem Gesellen guten Rheinwein. Eulenspiegel roch und schleckte daran und sagte: „Herr Wirt, nehmt's nicht für ungut, aber Ihr habt noch stärkeres Getränk im Haus. Ich weiß das ganz sicher, denn ich hab's schon rühmen hören.“

Das gefiel dem Wirt nicht übel, daß man an andern Orten sein Getränk rühme. Er brachte also vom allerstärksten Wein, den er hatte. Das ganze Gemach roch darnach, als er das Glas hinstellte. Aber auch dieses Getränk gefiel dem Fremden noch nicht.

„Ihr habt noch stärkeren, Herr Wirt, aber Ihr wollt ihn nicht zeigen. Das da ist nur ein schwach Gefüß.“

Das ärgerte den Wirt und er ging hinaus und holte ein Glas klares Wasser und stumpfte es dem Gast vor die Nase.

„Da hast du vom Allerstärksten.“

„Das dank' Euch Gott, Herr Wirt,“ rief Eulenspiegel freudig aus. „Das ist der rechte Trank. Stärker gibt's nichts in der Welt. Wißt Ihr auch warum?“

„Nein,“ sagte der Wirt und machte ein hochmütiges Gesicht.

„Weil das Wasser die größten Mühlen treibt und die schwersten Schiffe trägt, deshalb ist es der stärkste Trank. Oder habt Ihr schon gehört, daß der Wein die Mühlräder dreht und Schiffe führt?“

An andern Orten hätte Eulenspiegel von dem Wirt für diesen Spaß mindestens die zwei Glas Wein geschenkt bekommen, die schon auf dem Tische standen, und vielleicht noch Essen obendrein. Denn in alten Zeiten, ehe die Fliegenden Blätter oder der Hinkende erfunden waren, hörte man selten einen neuen Spaß und war dafür so dankbar, daß Eulenspiegel davon immer zu leben wußte. Aber der Wirt hatte sich derart in seinen Geiz verpfunden, daß er den Wein vom Tische nahm, in den großen Humpen schüttete und dem Gast das Wasser ließ.

Nach einer Weile fing Eulenspiegel wieder an:

„Herr Wirt, ich habe mich anders besonnen, das Wasser ist zwar ein starker Trank, aber auch ein gefährlicher, eben deswegen. Wißt ihr, warum? Alle Menschen, die auch nur ein einzigmal in ihrem Leben Wasser getrunken haben, müssen sterben, früher oder hernach. Dagegen hat man noch nicht gehört, daß einer gestorben ist, der in seinem Leben von Geburt an nur Wein und nie einen Tropfen Wasser getrunken hat.“

Aber auch jetzt lachte der geizige Wirt nicht. Sondern da er merkte, daß an dem Gast nicht viel zu verdienen sein mochte, als Afferei, so nahm er ihn am Kragen und warf ihn zur Tür hinaus.

Eulenspiegel dachte: Wart, ich komm' wieder, und das sollst du mir büßen.

Als er eine Stunde vom Städtlein entfernt war, sah er am Rande des Wegs kurz vor einem Dorfe eine Reihe von alten Männern sitzen, die waren alle blind.

„Lieber Altvater,“ redete er den Vordersten an,

„von wannen kommt ihr? Und was macht ihr hier?“

„Lieber Junker,“ antwortete der zweite, denn der erste war zu seiner Blindheit auch noch taub, „wir sind arme blinde Greise aus der Gegend. Nun war in diesem Dorfe Kirchweih und wir sind dort betteln gegangen. Aber wir haben kaum unsere Zehrung verdient, denn es ist kein Glauben und Barmherzigkeit mehr in der Welt, und wenn die Bauern einem könnten das Fell abziehen und an einem Lattenhag trocknen, und sich Hosens davon machen, sie täten's.“